

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 210. Sie wissen gut genug, Mitter Edithor, daß ich nicht für den Philipp, was mein Heiratsband ist, effreud bin, immer seit den Automobilen Edithor ist, das ganz anerkannt. Ich bin nämlich noch nicht das Herz gehabt, ihn ehben von zu sage, bitahs — well, ich bin effreud gewese. Sehn Sie, ich duhn ihn das ganze Jahr roßte von wege seine fühlliche Strich un bitahs er is immer der gefühlte un do wär das jetzt so Wasser uff seine Mühl, wann er eins an mich dacht. Dann bin doch auch die Espenges da gewese. Denke Sie nur emol! Wann es nor die paar schidens gewese wär, do hätte ich gar nids drum gewese, awmer en Wagen un e Automobil, das is doch nit so ohne. Es hot mich emol jemand gesacht, so e Tschutschu-Kar best off bis zu fünf Hunnert Dähler koste, etohrdung zu die Seis. So viel hen ich nit an mein Bant Gtaunt gehabt un der Philipp deht das Häufche abreise, wann er for so e dumme Geschicht uffhöhnig mißt. Ich kann Ihne sage, ich bin in e artig gebüder Stimmung gewese. Ich hen auch nit das Herz gehabt, zu die Webesweilern zu gehn un in dacht sich zu doht geföhrt gewese wann jemand an die Frontdohr komme is, belahs ich hen immer edspackt, es wär der Farmer mit seine Bill, wo e kollette wolle. Sehn Sie, ich hen emol Seelwehmer gehabt? Ich weiß nit for schur, was das meint, awmer ich denke, es is was ich jetzt hen. Ich hen emol e Namwel geleite; do is e junges Mehdche drin vorkomme, wo en junge Feller gegliche hot un der hot nids um e gewese. Se hot sich fogar so weit eweg geschmiss, daß sie ihn gesacht hot, se könnt nit mitaus ihn leise un e hot der Schwuast gesacht, er könnt nur e Mehdche brauche wo viel Geld hot un wann se fufzig Dausend Dähler mitbringe deht, dann wolle er in den saure Appel beisse un sie heroth. Un denke Se emol, das fühlliche Mehdche is Nachts in e Bant eingebroche un hot fufzig Dausend Dähler geföhle, bios for den junge Feller zu pliese. Wie sie ihn das Geld gebracht hot, hot er's auch gemomme un hot sie dann doch den Secht gewese. Er hot noch gesacht, wo ann sie nur ein Wort sage deht oder ihn verfolge deht, dann deht er die Bolies an putie. Das arme Mehdche hot dann, in ihren Seelwehmer geföhelt. Es war e artig schöne Siohrie un das mit den Seelwehmer das duht edkäftig zu mein Rehs fitte. Off Rohrs ich ich noch nit so weit gewese, daß ich an Sußseite gedentt hen, awmer ich sin doch puttinier dran gewese. Der Philipp hot mich e paar mal gefragt, was dann ennhau die Mütter mit mich wär. Ich wär so still un zu so ebbs duhn, for dich uff annerer Gebarte zu bringe. Ach, hen ich gesacht, loy mich nur gehn, das werd schon widder iwmer gehn. Nids komm eraus, hot er gefacht, ich will das schon sidie. Dann is er fort gange un hot gefacht, er deht mich ehbes mit bringe, wo mich widder in en annerer Jubmer bringe deht. Ich hen gedentt, er deht mich mehbie e Battel Kimmel mit bringe. Wie er heim is tomme, hot er gefacht, jetzt mach dich emol fertig, mir gehn jetzt wo hin. Ich hen ihn in meine idredliche Kandelichs doch in e gute Stimmung hate wolle un do hen ich mich denn e wenui uffgesicht un mer sin aus den Haus. Wie ich die Diebr uffmachte, hot en Automobil do gehalte un er sagt, mer dehte jetzt e feine Reit nesme. Mit for e Million hen ich gesacht! Als dohte Leide kannst du mich mehbie in die Kahr enebringe, awmer nit solang ich noch en Ruch mache kann. Er hot's dann uffgewone un mer sin ins Haus. Lizzie, hot er gefacht, jetzt sin ich sid un teiert von deine Redichens, ich will jetzt, daß du mich endlich emol edspiehn dußt was die Mütter mit dich is. Wann du's nit dußt dann mußst du in das Haspittel bitahs du bist krank un ich denke deine Defies is, was mer uff beifich Parmesanioniatius rufe dußt, das is artig fierzig un lekhsich. Do sin ich widder geföhelt gewese, bitahs ins Haspittel hen ich doch nit gewollt, liewer wär ich ins Wasser geschumpft. Well, do hen ich dann e tiere West gemacht; awmer denke Se nor nit, daß das so samuht gange wär, wie ich es jetzt schreiw. O, hier, o hier, was hen ich gegreint! Wei, ich hen drei Schuuffbicher un mei Chypen un zwei Schließfoshting weit gemacht. Mei Herz is mich puttinier gedroche! Der Philipp hot mich ganz tugig ausspreeche lisse, mitaus mich nur e einziges mol zu interupte. Wie ich ganz fertig war, do is er mitaus e Wort zu sage in die Stütkchen gange un is mit die Kimmelbattel widder tomme. „Hier Lizzie,“

hat er gesagt, „nimm emol vor alle Dinge en Kimmel for dei Rohrs is emol, for warum du dich so iwmer das worrie dußt?“ Ich hen mein Kimmel gemomme un hen ich schuhr genug widder besser geföhlt. Der Philipp sagt dann: „In die erigte Wein is es mit dei n Automobil gewese, in die zweite Wein bis du von e dritte Person inwoitet worde, in die dritte Wein host du das Automobil nit gedriwone un in die vierte Wein hot der Webesweiler schon for den ganze Demmeisch gestellet. Ich hen alles gewöhnt, edzept, daß du dabei gewese bist un wann du durch den Hahreth-Hud kein Demmeisch an dei Körperde gelitte host, dann host du gar kein Riesen for warum du worrie solst.“ Well, Mitter Edithor, jetzt hen ich awmer geföhlt wie die Sehe Bernhard wie se ausgefunne hot, daß se erscht iwmer un sechtig un nit schon acht un sechtig Johr alt is. Es is ja artig stille, awmer ich hen den Philipp en Rih gewese — jehs ich hen — so did wie ich nor getonn hen un hen zu ihn gesacht, daß er der feinste Mann is, wo ich noch jemohs gesehn hen un wann ich mich noch emol verheirathe sollt, dann deht ich kein annerer nemme wie ihn. Et tell juh, die Zeit wo ich dorchgemacht hen, will ich nie nit mehr widder erlewe.

Mit beste Riegards
Lizzie Hanstengel.

Das Deutschtum in Südtirol.

Als vor nunmehr einem Vierteljahrhundert der Allgemeine Deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande anfang, seine fegezeiche Tätigkeite zu entwickeln, da waren es neben dem siebenbürgischen Deutschtum ganz besonders die Gebiete zu beiden Seiten der Etsch, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es waren nur noch schwache Ueberbleibsel des einst auch in diesen Gegenden bodenständigen Deutschtums, um die es sich handelte: Sprachinseln in abgelegenen Tälern oder auf spärlich bewohnten Hochflähen, und lange genug schien es, als wenn verhältnismäßig hohe Opfer und viel persönliche Arbeit hervorragend tüchtiger Männer doch nur ziemlich bescheidene Erfolge zu erzielen imstande seien. Stimmen erhoben sich, auch im Schulverein selbst, die von einem nutzlosen Bemühen, verlorene Posten zu halten, abrieten. Und charakteristisch genug: in Tirol trug man dieser doch spezifisch tirolischen Schularbeit gegenüber eine vollendete Gleichgültigkeit zur Schau. Was geschah und geleistet wurde, ging von reichsdeutscher Seite aus. Ein überraschender Wandel ist in diesen Verhältnissen eingetreten. Der Wechsel ist so plözlich, daß er dem Aufsehenstehenden ganz unvermittelt erscheinen muß. In Wirklichkeit freilich handelt es sich um die langsam gereifte Frucht einer naturgemäßen Entwicklung, die im wesentlichen auf wirtschaftliche Motive zurückgeht. Die südtirolische Bevölkerung ist arm, sie produziert wenig und ist mit ihrem Erwerb auf die Wanderung in deutschsprachige Gebiete angewiesen. Eben deswegen ist aber die Kenntnis des Deutschen so nötig wie das liebe Brot. Das ist nicht erst seit heute so, aber es wird heute stärker empfunden. Früher ertheilte der italienische Geistliche im Winter seinen Pfarrkindern deutschen Unterricht, um ihnen das Fortkommen zu erleichtern. Heute möchte er ihnen einreden, daß sie das Deutsche entbehren könnten. Sie aber wissen es besser und verlangen nach deutschem Unterricht. Ein Ruf nach deutschen Schulen geht durch die italienische Landbevölkerung Südtirols, der die Irredentisten in den Städten zittern macht. Ist dieser Ruf allgemein im italienischen Südtirol, so tritt er doch besonders stark in Orten zutage, in denen noch die Erinnerung an ihr einflüßiges, vielleicht noch zu Menschengedenken abhanden gekommenes Deutschtum fortlebt, Orten wie St. Sebastian, Folgaria, Mezzanotte u. a. Mögen auch die Signori, die die Brei im Verein gegen die deutschen Schulen setzen, — die Bewegung ist mächtiger als die Macht ihrer Waffen, und es ist besonders zu begrüßen, daß sie einen Rückhalt findet an der mächtigen deutschen Strömung, die heute durch das deutsch-tirolische Land geht und ihren Mittelpunkt in dem vor einem Jahre gegründeten, inzwischen bereits zu einer vielverzweigten Organisation aufgeblühten Tiroler Volksbunde findet.

— Eine sonderbare Schadenersatzklage ist von Fr. L. Larenburg von Neu York im dortigen Bundes-Kreisgerichte gegen die Cunard Dampfschiff-Gesellschaft eingeleitet worden. Larenburg verlangt von der Gesellschaft \$20,000 für Verletzungen, welche er am 23. Februar als Passagier des Dampfers „Campania“ erlitten habe, als er von einem Stuhle herabgeworfen worden sei. Wie der Kläger behauptet, fuhr der Dampfer trotz eines heftigen Sturmes und der starken über den Dampfer schlagenden Wellen mit großer, durchaus überflüssiger und die Sicherheit der Passagiere gefährdender Schnelligkeit. In Folge dieser „Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit“ der Angehörten der Gesellschaft sei der Kläger mit solcher Gewalt von seinem Stuhle geworfen worden, daß er an der Hand und am Halse verletzt wurde und er hatte die Gesellschaft dafür verantwortlich.

Am Leben vorbei.

Skizze von Elise Henn.

Das Zimmer, in dem ich mich befinde, liegt in der ersten Etage eines neuen Anbaues, und so bin ich denn ein Stück weiter in den blühenden Garten gerückt als die übrigen Hausbewohner. Wenn ich so wie jetzt am weiten Fenster sitze, zwischen den zurückgezogenen Gardinen, den Blick geradeaus gerichtet, kann ich ihn ganz übersehen, mit seinem großen, blühenden Kreuz, das gebildet wird durch die beiden mit gleich hohen Obstbäumen eingefassten Hauptwege.

Wingsum ist ländliche Stille. Auf der Wiese, die von drei Seiten an den Garten schließt, ist keine Menschenseele zu erblicken. Die Dorfbrunn sind in der Schule und die Bauern befinden sich ringsum auf den Feldern, wo es jetzt noch überall zu thun giebt. In Gefächtsweite ist mir nur eine Tagelöhnerin, welche auf einem der Quartale des Hausgartens arbeitet.

Vor mir auf dem kleinen Tisch liegt ein englischer Roman, in dem ich eben gelesen. Unwillkürlichen Reflexionen nachgebend, hatte ich an der Stelle Halt gemacht, wo es heißt: „Jeder Mensch ist einsam, nur weise ist nicht jeder.“ Dann und wann aber kommt die Erkenntnis wie eine Offenbarung. Wir werden gewahr, daß wir in Wirklichkeit alleinstehen, unerreicher für den Trost und die Hilfe anderer.“

Die Verfasserin weist hier auf jene Momente hin, wo wir von unserer Umgebung nicht verstanden werden.

Ein trüber Gedanke in den wunderbaren Mittag hinein. Aber heute läßt er keinen traurigen Einfluß auf mich. Daß wir so verschiedenen, im Tiefsten ja doch gleichartigen Wesen, wir Menschen, uns so oft nicht verstehen und gar gänzlich mißverstehen, läßt sich doch, wo nicht ausgleichlich, so doch wenigstens überbrücken durch die Liebe, sobald wir nur ernstlich wollen. Steht nicht so mancher auch der Natur, dem untergeordneten Lebenswesen einsam gegenüber und könnte doch aus ihrer Existenz so manche schöne Freude schöpfen, wenn er die feinen Nüchternheiten beachten wollte, die von ihnen gleich unzähligen Telegraphendrähten zu uns hinüberleiten, sobald wir nur den Anschlag suchen.

Janig befriedigt ruht mein Auge auf dem blühenden Kreuz, aus dem das leichtschwingende Bienenvolk den süßen Honig sammelt. Dann schweift es weiter über die sonnige Frühlinglandschaft hin und erfährt die ganze sonnige Strecke bis zum Horizont. So vereinfacht, so kalt und fremd liegt sie im Winter dort, als ginge sie mich gar nichts an und gehörte eigentlich nicht zu mir. Die Sonnenkraft hat die Verbindung wieder hergestellt, die nun immer reicher wird und aus tausend Fäden den elektrischen Strom zu mir hinleitet, und von mir zurück in die Natur. Ebenso verbindet die Liebe uns Menschen.

Mein verlornere Blick hastet nun an der Tagelöhnerin drüben. Die hat augenscheinlich für die Einsamkeitgefühle keine Zeit. Der Spaten fliehet nur so und leuchtet unaufhörlich fliegend in der Sonne. Die schweren Schollen legt sie um wie spielend.

Seit Jahren tenne ich sie. Als das Urbild voller Lebenskraft und Lebensfreude sah ich sie zuerst auf einem ländlichen Feste. Die Blechinstrumente schmetterten überlaut. Der Boden des Festes ächzte und zitterte unter den schweren Tritten, die Röde flohen, die Wurscher jauchzten und mischten ihren Gesang in die Tanzweisen. Im raschen Galopp schwebten sich die Paare, unter ihnen eines, das die andern wie fliegend umkreiste, mit Blüheschmucke durch den Menschenmühschwang und nicht einmal absehte im schnellen Tempo. Das war sie, jene Tagelöhnerin dort und ihr Schatz — der Görg und Käth'. Aus beider lachte das Glück.

Er hat dann aber die Käth' nicht heimgeführt, sondern eine andere; er kam auf einen größeren Bauernhof als Edithor. Damals mag es wohl gewesen sein, daß die Käth' sich manchmal ein wenig fühlte, mitten unter Menschen. Nachher heirathete sie denn auch einen Wurscher, der etwas mitbrachte in die Ehe. Man sah es aber, daß sie ihn nicht liebte. Und nun — ihr Mann wurde ein Fauslenger, der Tage und Nächte beim Kartenspiel zubrachte, und schließlich ein Taugenichts. Sie mußte nun doppelt arbeiten, damit die Familie leben konnte.

Da kommen nun ihre drei Kinder; der siebenjährige Bube dorum mit dem Kleinsten auf dem Arm und das achtjährige Mädchen mit dem Nachmittagskaffee. Sie wirft den Sätzen hin und nimmt das Kind. Ein Jauchzer durchschmettert die Stille.

„Wu is dann mi Jonga?“

„So hebt sie ihn hoch übers Haupt, herzt, schüttelt ihn und wirft ihn obermal empor. Und der Junge trägt laut vor Freude.“

Dann sitzen sie ringsum und verzehren ihre Mahlzeit — Mutter wie Kinder in blühender Gesundheit. Dazwischen jubeln der Frau, die unaufhörlich das Kind herzt — Gott, ist das Weib glücklich! — Die Frage kommt nicht auf — ob sie sich wohl einsam fühlt zu Stunden — sie, die dem Manne Kinder schenken muß, den sie verachtet. — Arme Frau, wie reich bist du! Eine unabhängige Lebenslust und Lebenskraft in dir geht lachend über die tennische hinweg. Nur im weichenen Fuß bleiben des Lebens Dornen haften. Du bist reich. Dein Kapital sind Nerven. In harter Arbeit wird es erzeugen. Arm ist nur die verärgelte behütete Kulturpflanze, wie jene reiche

Frau, die jetzt meine Erinnerung streift.

Im Garten eines Irrenhauses war es. Auffallend weit von der Gruppe der anderen Kranken entfernt bemerkte ich in den von hohen Mauern umgrenzten Anlagen auf einer besetzten Gartenbank eine überaus zarte Frauengestalt in Weiß, die sich fast ausnahm, wie eine ätherische Lichtgestalt. In Begleitung der Tochter des Anstaltsarztes beobachtete ich sie von weitem, die ganz versunken zu sein schien. Hingebungsvoll zurückgelehnt ruhend, wie ein Kind im Mutterarm, erschien sie mir als ein Bild des Friedens.

Da — einige schwache Laute herbergen durch ein paar zeternde Spähen in ihrer unmittelbaren Nähe — und das Friedensbild wich einem Bild des Entsetzens. Verzerrungen, Faltungen auf dem weichen, durchsichtigen Gesicht, das nun verwornommen erschien wie eine reine Quelle nach einem Steinwurf.

Bestürzt fragte ich meine Begleiterin aus über diese traurige Erscheinung.

Sie sei die Gattin eines Großgrundbesizers, Enkelin eines Millionärs. In glücklichster Ehe lebend mit einem edlen Gatten, kränkelte sie seit der Geburt des ersten Kindes, eines Anabes. An dem Aufblühen des Lieblings versprach die Mutter sich doch endlich zu stärken. Als er dann aber starb, fiel sie in ein heftiges Nervenleiden, dessen Folgen sie nicht mehr überwand.

Dies das kurze, einfache Schicksal, das genügt hatte, ein menschliches Wesen so vollständig zu brechen, ein Schicksal, das bei der einfachen, mit schwersten Lebensorgen ringenden Frau des Volkes, die dem Gatten mehrere Kinder schenkt, kaum merkbare Spuren hinterläßt. Hier riß es die Lebende von der Brust des Gatten und raubte ihr das Letzte, das sie noch mit der Menschheit verband, das Licht des Geistes. Ja, der Scheinbar aufsonniger Höhe Stehenden, weiblichen Gebetes, war auch der letzte Trost versagt, den die anderen Kranken sich untereinander gewährten. Einsamkeit war ihre erste Lebensbedingung. Die Töne des Lebens rauchten ihr zu laut. Eine aufs äußerste gesteigerte Sensibilität der Nerven ließ sie in Schreden erschüttern bei dem Gegete einiger Spähen.

Später hatte ich noch einmal Gelegenheit, sie zu beobachten. Ihre geistigen Kräfte hatten sich einigermaßen gehoben, und sie verlangte dringend nach dem geliebten Garten. Nur schwer entschied sich der Arzt dazu, und es zeigte sich, daß seine Besorgnis wohl begründet war. Der aufregenden Freude des Wiedersehens folgte eine schlimme Reaktion. Die Arme verstrauchte das Bild der Liebe nicht. Das Leben, rauchte ihr zu stark. Lange Wochen litt sie für das Bild einer einzigen Stunde. Einsamkeit war ihr Lebensbedingung geworden, tiefe, tiefe Einsamkeit.

„I, reiche Frau, wie arm bist du! Wie kann die Wissenschaft, die Kunst des Arztes heilen, was vielleicht durch Verwechslung, durch Zurückziehen vom stählernen Lebenskampf. Am Tisch des Lebens sitzen alle, die sogenannten Reichen, die sogenannten Armen, und schöpfen von seinen Gaben, schöpfen Lebenskraft, schöpfen die töstliche Arbeitskraft: — du bist anschliefen, du wandelst, eine wahrhaft Einsame am Leben vorbei.“

Leben in Venezuela.

Ein deutscher Kaufmann in Caracas, der die Venezolaner von Grund aus kannte, sagte mir einmal: Venezuela ist nicht ohne drei Dinge zu denken: die Latas, die Efel und die Schaufelstühle. Und er hatte Recht damit. Ohne die Latas (große Blechgefäße für Petroleum) scheint der Venezolaner nicht leben zu können, denn er gebraucht sie zu allem Möglichen und Unmöglichen: als Topf und Pfanne in der Küche, als Blumengefäß im Garten, als Kohlenbeden oder der Straße, um nachts darauf Kaffee für die Passanten zu tochen, auseinandergeschitten zum Dehnden der Häuser, an Stelle der manchmal mangelnden Ziegel. Und noch zu vielen anderen Zwecken. Die Notwendigkeit und Allgemeinverwendbarkeit der Efel als Last- und Reittier leuchtet von selbst ein, wenn man an die bergige Bodenebeschaffenheit und den Mangel an Eisenbahnen in Venezuela denkt; am bezeichnendsten für den Charakter der Venezolaner aber ist die direkte Unentbehrlichkeit der Schaufelstühle. Er steht in der ärmsten Hütte, auch wenn sie nur einen einzigen Raum darstellt, Lehmboden und Wände und Dach aus dem Palmstroh zusammengestellt sind, wenn ihre Bewohner auch außer den überall wachsenden Früchten nichts zu verzehren und nur Lumpen anstatt Kleider auf dem Leibe haben, — gerade so, wie man in keiner Familie vergehlich nach einer Gitarre fragen würde.

Die Massenverbreitung dieses Möbels läßt erkennen, was die Venezolaner, vor allem die Venezolanerinnen den Tag über tun: sie schaufeln sich — und plaudern, plaudern und erzählen, wobei sie es aber verschmähen, als Vorwand irgend eine Handarbeit vorzunehmen, wie man es z. B. im lieben Deutschland tut. Eine venezolanische Frau tut eben nichts: Des Morgens geht sie zur Messe, danach kommt das erste Frühstück, dann geht sie bis zum Bade in einer Bata, alsdann liegt sie

im Schaufelstuhl, zankt vielleicht auch einmal mit einem der fünf oder sechs Diensthoten (Köchin, Hausmädchen, Waschkra, Plättfrau, ein Diener — das muß sich auch der minder Bemittelte an Dienstpersonal leisten), um 11 Uhr folgt das Bad, um 12 Uhr das Almorzar (zweites Frühstück), bei dem, auch wenn Gäste da sind, in sehr de rangierter Toilette und mit offenem Haare ershienen wird. Daran schließt sich ein dolce far niente, im Schaufelstuhl natürlich, an, und gegen 3 Uhr ein Refresco (Erfrischung); dann aber kommt Leben in die trägen Gestalten! Nun wird Toilette gemacht nach der neuesten Pariser Mode! Von 5 Uhr ab geht man nämlich aus oder man sitzt in den tiefnisigen Fenstern der Sala, die nach alter spanischer Sitte mit Steinfliesen und breiten Fensterbänken versehen sind; die meist niedrigen, aber großen Fenster sind vielleicht der ewigen Unruhe wegen stark vergittert. In dieser einzigen Stunde von 5 bis 6 Uhr — um 6 Uhr ist es dunkel — wird nun geplaudert und geklatscht, gelächelt und gelächelt, gestürzt und manch glühendes Liebeswort getauscht, durch die Gitterstäbe hindurch. Um 6 Uhr wird die Hauptmahlzeit eingenommen, und danach sht man wieder schaufelnd da — bei Licht zu lesen oder gar zu arbeiten, schadet ja in den Bergen der Gesundheit! — man erzählt, singt oder tanzt auch zuweilen. Schöner noch sind die Abende auf dem Lande oder an der See, wohin man zur Erholung geht. Da sht alles, natürlich wieder in Schaufelstühlen, vor der Türe, die jungen Schönen auf kleinen Schemeln, und die singen dann ihre melancholischen Liebeslieder zu der beklemmenden eintönigen Weise der Gitarre mit ihren tiefen, langvollen träumerischen Stimmen. Da klingt dann Gelung und nächtlicher Verstand, die milde Luft und das leise Klauschen der Bäume harmonisch zusammen.

Wenn es ihr gut geht, lebt die Venezolanerin so recht im süßen Müßiggang dahin. Anders wird es aber, wenn ihr die Not ins Haus kommt. Da entfaltet sie ihre Kräfte. Und ich tenne mehr als eine Frau, die früher als Ministergattin in Pracht und Luxus gelebt hat und jetzt durch ihrer Hände Arbeit — durch Schneidern oder das Anfertigen von Dulce (Süßigkeiten) jeder Art, die von halbwüchsigen Bengeln für einen Centavo auf der Straße gefelboten werden) oder durch Eröffnung einer Posada (Gasthaus) die Familie und den nun für jegliches andere Geschäft untauglichen Erminister ernährt. Die Venezolaner haben ja das denkbar größte Anpassungsvermögen, eine Leichtsinnigkeit, wie sie Wüstlingen so gar nicht im Blute steckt. Dieser Charakterzug spiegelt sich ja auch in den politischen Verhältnissen des Landes wieder. Es gibt für die Venezolaner keine Vergangenheit und keine Zukunft, nur ein Heute. In ihren Häusern sieht man sich vergebens nach Hausat un — wir Ausländer gewöhnen erkauft, wie ungemütlich es bei ihnen ist, etwa wie bei herumziehenden Schaupielern, die immer auf dem „Sprunge“ sein müssen; es ist wieder ein Abbild des stets „auf der Rippe“ stehenden Staates.

Aber die Bohemien-Natur dieses Volkes hat auch ihre sympathischen, lebenswürdigen Seiten: die Venezolaner teilen, was sie haben, gern mit anderen. Man braucht nur etwas stark zu bringen. Sofort heißt es: „Esta a su disposicion“, d. h. „es steht zu Ihrer Verfügung.“ Und das nicht nur aus formeller Höflichkeit! Wenn man, ohne sich dabei etwas zu denken, etwas mit Ausrufen des Entsetzens betrachtet hat, kann man oft nicht mit der größten Mühe der Annahme des betreffenden Gegenstandes als Geschenk entgegennehmen. Betritt man zum ersten Male ein venezolanisches Haus, so wird man mit einer einladenden Gebärde empfangen — diese Sprache ist bei den Venezolanern so schön und so ausdrucksvoll! — und den Worten: „V. esta en su casa!“ („Sie sind im eigenen Hause!“) Selbst den Bettlern gegenüber ist man höflich! („Verzeihen Sie!) ab, die schwarzen Bediensteten allerdings die gleichfalls schwarzen Bettler mit einem Geschimpfe über ihre dunkle Farbe. Daß diese Lebenswürdigkeit und Höflichkeit den Venezolanern angeboren ist, geht wohl aus dem Umstand hervor, daß „Unhöflichkeiten“ in höchster Potenz, d. h. Verbrechen, vom Einbruch die stahl bis zum Morde, ziemlich selten vorkommen, und dann fast nur von Ausländern — man sagt, zumeist von Italienern — verübt werden.

Freilich erwarten die Venezolaner von den Ausländern auch das größte Entgegenkommen. Als eine deutsche Familie Weihnachten nach heimischer Sitte mit Tannenbaum und Geschenken feierte, fanden sich auch die venezolanischen Nachbarn — natürlich uneingeladen — zur Bescherung ein und stellten und warteten nicht von der Stelle, bis sie einen Teil der für die Kinder des Hauses bestimmten Geschenke für ihre eigenen Kinder ergattert hatten. Gibt man eine Gesellschaft und läßt 30 Personen ein, so kommen sicher 60. Der Freund oder die Schwesler tanzen eben auch gerne! Schlümm erging es einem Ausländer, der eine Venezolanerin geheiratet hatte. Er hatte alle Neujahrseinladungen ausgeschlagen, um einmal mit sei-

ner Frau allein zu sein; da zogen ihm aber die fernstehenden Verwandten ins Haus, mit allen möglichen Schwären versehen, so daß er schließlich 50 Mittagsgäste hatte. Ein Ausländer, der eine venezolanische Frau hat, kann sich vor seinen Verwandten nicht retten. Sie sitzen ihm beständig auf dem Halfe: die Mutter kann sich eben von ihrem Töchterchen nicht trennen, und die andern wollen doch ein bißchen „helfen“.

Am bezeichnendsten für die kulturelle Höhe, die Venezuela erklimmen hat, ist die Stellung der Frau. Die Frau, la muioir, ist alto (erhaben), muy (sehr) alto, wie mir ein Venezolaner mit theatralischer Geberde nach oben flarzumachen suchte, — aber allein darf sie sich, wenigstens wenn sie noch einermachen jung ist, auf der Straße nicht zeigen, sie wolle sich denn absehtlich dem höchsten Klatsch und den unverschämtesten Belästigungen aussetzen. Ihre „Erhabenheit“ grenzt an Gottähnlichkeit — aber wehe der jungen Frau, die, wenn ihr Mann abwesend ist, es waagte, allein in ihrem Hause zu bleiben. Die Frau ist eben ein Luxusgegenstand, eine Bijouterie, vielleicht die kostbarste, die man sich leisten, aber kein Mensch, dem man vertrauen kann. Andererseits scheint die venezolanische Frau doch zu wissen, daß sie dem Manne doch nicht sein Ein und Alles bedeutet. Man sagt, daß eine kluge Frau ihren Mann, ihren Sohn dadurch ans Haus zu fesseln fuche, daß sie hübsche Diensthoten halte.

Eine schwere Last, am gemeinschaften wieder für die Frauen, ist die venezolanische Trauerzeit. Der einzige ihnen dann erlaubte Weg ist der zur Kirche, und zwar früh vor 6 Uhr, vor Beginn des Tages. Sonst ist sie aufs Haus angewiesen. Und die Länge der Trauerzeit! Eine Dame, die sich blutjung und lebenslustig verheiratet hatte, klagte mir, daß sie im ersten Jahre ihrer Ehe ihren Vater verloren habe, und dann, als sie nach sieben Jahren gerade wieder anfangen auszugehen und helle Kleider zu tragen, sei ihr Mann gestorben. Nun sei sie wieder im 7. Trauerjahre, aber alle Lebenshoffnung sei nun dahin. — „Ich wollte einmal bei einer deutschen Handwerkerfrau, die freilich schon Jahrzehnte mit ihrem nun verstorbenen Manne in Venezuela gelebt hatte, ihr Häuschen nur mit ihren erwachsenen Söhnen bewohnt und sich kümmerlich ernährte, Wohnung nehmen in der gänzlich unbenutzten „Sala“. Es ging nicht, so gern die arme Frau die paar Groschen verdient hätte. „Ich muß ja dann“, so sagte sie, „die Postillos (Seffnungen) in den Holzläden der Strafenfenster, Glasfenster kann man nur sehr wenig) öffnen und da würden die Leute gleich sagen: No, die Frau will sich wohl auch schon wieder verheiraten, und ihr Mann ist doch gerade erst sechs Monate tot.“ — Das Auffallenste am venezolanischen Strafenbild sind die vielen schwarz gekleideten Frauen. Man begeifert es zunächst nicht, wie man eine solche Farbe in einer solchen Hitze tragen kann, weil man eben auf die Vermutung, es seien alles Trauernde, gar nicht kommt. Aber bei einem Todesfall trauert die ganze Familie bis zum rten Giede, und die ganze „Cuadra“ (Straße von einer Ede bis zur andern) mit. Die Männer sind natürlich freier, sie sind nicht so streng an den Trauerzwang gebunden; aber dennoch müssen auch sie sich der Konvention mehr fügen, als es ihrer Bequemlichkeit und ihrer Tätigkeit zuehnt; ich weiß, z. B. von einem Pianisten, der seine Kunst berufsmäßig ausübte, daß er in seinem Hause keine Takte anrühren durfte, weil seine Schwiegermutter geborben war.

M a r g a r e t h e N o a d.

Nie zufrieden.

„Da sieht man nun wieder, was für ein Bedwogel ich bin! ... Ein Anderer wenn diesen Thale gefunden hätte!“, wär's sicher ein Zwanzigmarkstück gewesen!“

Wasser. Jedes Wasser, ausgekommen Regenwasser, wird schnell alle Arten Insekten oder andere Resel mit einer unliebsamen Kruste bedecken. Man kann dies vermeiden, wenn man ein Stück reine Aupferne Schale, Stein oder Marmor hineinlegt. Die Schale oder der Stein werden den Kessel dadurch immer in Ordnung halten, daß sie die Erd- oder Steinteilchen an sich ziehen.